

Gerhard Melzer

WILDNIS DER METAMORPHOSEN

Laudatio zur Verleihung des Nabl-Preises an Urs Widmer (12. März 2002)

Passen Sie gut auf, meine Damen und Herren: Soeben hat der Lobredner seinen Platz eingenommen. Vor sich den Text, der ihm diesen Platz zuweist. Er will kein Schönredner sein, sondern ein Fürsprecher. Haben Sie es bemerkt? Wie er schon nicht mehr ist, was er gerade noch war? Fürsprechen ändert Sprache und Sprecher. Aber auch Sie kommen nicht ungeschoren davon. Glauben Sie ja nicht, daß es mit bloßem Dasitzen getan ist.

Der Lobredner als Schönredner: ein treuherziger Bote im Heimatdienst der Sprache. Seine Botschaft: eine Postwurfsendung. Anders der Lobredner als Fürsprecher: er läßt sich in unübersichtliches Gelände locken, wo das Sprechen seine angestammte Selbstgewißheit einbüßt. Das Besteck der Begriffe stumpf und glanzlos. Die Fürsprache ein Abenteuer mit unbestimmtem Ausgang.

Und so macht er sich auf den Weg, unser Lobredner, ein Fremder schon nach wenigen Schritten. Wenn Sie ihm folgen wollen, müssen Sie gut bei Fuß sein. Auch radfahren sollten Sie können oder reiten. Manchmal wird Ihnen der Mann einreden wollen, Sie könnten fliegen, aber da warten Sie mal ab, ob er selber es schafft.

Jetzt jedenfalls geht und spricht er, spricht und geht, auf einen Horizont zu, wo das Land übergangslos im Wasser und dieses im Himmel verfließt, so daß man

besorgt sein mag, im nächsten Augenblick könnte die ferne, entrückte Figur wie von Zauberhand weggesogen werden. Doch es gibt nichts zu fürchten, es sei denn, man fürchtet den Zauber. Irgendwo dort hinten, im Jenseits der Grenzen, beginnt jene Wildnis der Metamorphosen, die Eingeweihte „Widmers Wunderwelt“ nennen. Es ist der Sog dieser Welt, der den Lobredner über sich hinaus und weiter und weiter trägt, bis er – heillos verwandelt – zum Fürsprecher des Zaubers wird.

Bestens gelaunt kurvt er, auf einem Fahrrad der Marke „Strand“ sitzend, freihändig, wie der Taugenichts singend, durch ein sommersattes Getreidefeld und denkt an nichts. Tiefer Friede über dem Land. Das Summen von Bienen und Hummeln. Der Lobredner erlöst, weil er endlich keine Rätsel mehr lösen muß. Auch nicht zu fragen braucht, was die vielen Hunde sollen, die seinen Weg kreuzen.

Stören Sie ihn nicht mit überflüssigen Fragen: seit er durch Widmers Wunderwelt streunt, hält er es mit den Kindern und will nichts wissen vom Wissen der Erwachsenen. „Die Sonne ist die Sonne“, sagt er, weil er glaubt, daß alles wirklich ist, was er sagt. „Pferd“ sagt er zum Stecken, und schon ist dieser ein wirkliches Pferd. Er wundert sich über nichts, nicht weil er so abgebrüht ist, sondern weil er sich eine wunderlose Welt nicht vorstellen kann.

Dabei ereignet sich so einiges, das ihm zu denken geben müßte, käme ihm das Denken – hoch auf seinem Glücksrad, umspielt von unirdisch reiner Luft – nicht schrecklich unangemessen vor. Da gibt es welche, die sprechen mit Tauben oder Kaninchen und gelangen dabei zu Einsichten, die nicht dem Denken,

sondern der besonderen Nachdenklichkeit von Tieren entspringen. „Was für eine Weisheit müssen Kuh und Schwein haben, daß nie ein Mensch aus ihnen geworden ist. Keine Sau würde Krawatten tragen und Mikrochips löten. Keine Kuh ist jemals so trauergeschüttelt, daß sie in Lachen ausbricht.“

Überhaupt scheint Widmerland, maßlos und unvermeßbar, ein seltsam großräumiges und durchlässiges Gebilde zu sein. Man braucht dort nicht zu leiden unter einschränkenden Verhältnissen. Kann zum Beispiel eintreten in die Welt des Films, den man gerade gesehen hat. Oder darangehen, sich bessere Lebensbedingungen Strich für Strich zu „ermalen“. An einem glücklichklaren Abend mag dann alles Wirkliche Feuer fangen, verbrennen, und nur der gemalte Teil der Welt bleiben. Von da an schläft der Maler, dem der Lobredner verständnisinnig zuwinkt, in einem hastig hinaquarellierten Bett. Malt sich, wenn er Hunger hat, ein Wurstbrot; trinkt selbstgepinselten Wein.

Ein anderer schreibt, befreit von der Last seiner alten Existenz, einen Schlager aus Kindertagen auf den Lippen, die Schöpfungsgeschichte neu, und selbst aus der eigenen Haut kann man fahren, wenn die Sehnsucht danach nur groß genug ist. „Ich liebe Sie. Wollen Sie mich heiraten?“ fragt ein Entflammter, und die Flamme antwortet: „Da können Sie warten, bis Sie schwarz sind.“ Wen wundert's, daß in Widmers Wunderwelt – beachten Sie den lautlichen Gleichklang, der die glückliche Fügung sprachlich instrumentiert – der Gute nicht allzulange warten muß: er wird tatsächlich schwarz, ebenholzfarben mit Kraushaar und allem Drum und Dran, und schwarz wird später auch seine blonde Geliebte.

Der Lobredner als Fürsprecher will inbrünstig glauben an den Zauber, der ihm Luftpölder unter die Arme fächelt. Es ist alles wahr, bekräftigt er. Wahr ist aber auch, fährt dem Fürsprecher eine fremde Stimme in die Parade, daß aller Zauber falsch ist. Fadenscheinig. Zerbrechlich. Vergänglich. Der Stecken kein Pferd. Das Gesagte nicht wirklich, sondern ein bloßes Gaukelspiel der Wörter. Widmerland abgebrannt.

„Wo ist denn die herrliche Welt hin? Was ist geschehen?“ fragt der Lobredner und steigt ernüchtert vom Rad: auch er mit einem Mal zurückverwandelt zur Figur, gebannt in den Laufstall seines Textes. Nichts, was jetzt noch für Widmers Wunderwelt spricht, denkt er, und daß er wieder denkt, mag der sinnfälligste Ausdruck seiner Enttäuschung sein.

„Laß dich nicht kleinkriegen vom Scheitern“, raunt ihm einer zu, der aussieht, wie Charlie Chaplin in der letzten Einstellung eines nie gedrehten Films. Doch der Mann ist „echt“, aus Fleisch und Blut, wirklich wie ich selber. Kein doppelter Boden mehr: einmal muß Schluß sein mit dem Spuk. Sie können Charlie anfassen, wenn Sie wollen. Er ist scheu, aber zugänglich und trinkt gern ein Glas Wein mit Ihnen. Seine Lieblingsgerichte: Brombeerjoghurt, Schweinelendchen in Rahmsauce und Serviettenknödel a la Klaus Hoffer. Ein ganz normaler Bursche also, und trotzdem ein rechter Kindskopf. „Scheitern gehört zum Zaubern“, sagt er, „auch die Serviettenknödel gelingen nicht immer!“

Er sehe zwar aus wie ein berühmter Filmkomiker, heiße aber Widmer und sei in Wirklichkeit ein trauriger Dichter. Widmerland habe er erfunden, weil er sonst

kein Land kenne, wo er sich heimisch fühle. „Du als Fürsprecher wirst ja gemerkt haben, wie das funktioniert. Sprechen als Beschwörung. Zaubern mit Wörtern. Gegen alles schlechtere Wissen. Kindisch bei vollem Bewußtsein. Für Widmerland spricht Widmerland!“

Der Lobredner fühlt auf der Haut, wie es wieder luftig wird um ihn. Er schwingt sich aufs Velo, und während Charlie Widmer von hinten anschiebt, gibt er seinem Fürsprecher einen letzten Rat auf den Weg: „Rede nicht viel vom Zauber, wenn du ihn bewahren willst. Hör auf den Wind, der dich umsaust, und warte, bis er Gesang wird in dir. Zum Lied eines Mühlbachs vielleicht, der in einer hellen Sonne durch Auen und Blumenwiesen sprudelt. Und sei leise. Das Elend der Welt kommt vom lauten Sprechen. Ein lärmendes Wort zuviel, und schon überhörst du das Flirren der Luft oder die Ameise, die eine Kiefernzapfenschuppe über einen Wurzelwall schleppt.“

Wie möchte der Lobredner diesen Ratschlag beherzigen! Lautlos sagt er zum Stecken Pferd, daß es ja keiner hört, und die Pedale tritt er so leise, daß man denkt, er gleite durch einen alten Stummfilm. Wären da nicht die Hunde, die plötzlich wieder da sind. Es sind viele. Alle möglichen Rassen. Sie irritieren. Sie stören. Sie bellen. Ihr Gebell schwillt an.